

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

7. Kapitel.

Hanna von Grafwid hatte sich bald nach der Abfahrt des Grafen Rutkowski zurückgezogen. Versen war nicht müde, aber nach den Erregungen, die der Abend gebracht, nicht in der Stimmung, bei gleichgültigen Gesprächen weiterzukneipen. So sagte auch er bald Gute Nacht und suchte sein Zimmer auf. Er schlief schwer ein.

Als er am nächsten Morgen erwachte, zeigte die Uhr halb sieben. Um sechs hatte der Klang der Glocke noch dumpf in seinen Traum getönt. Er reckte die Knie und stand auf. Das lange Schlafen vertrug er nicht. Die Glocke schlug zum zweiten Male an, als er kräftig an die Tür des Nebenzimmers pocht.

„Heda, Ernst August! Wie ist das? Auf dem Lande muß man ebensogut um sieben raus wie in der Stadt!“

Ein Gähnen und Stöhnen drinnen, und als Versen eintrat, hob sich Ernst Augusts verkatertes Gesicht aus den Kissen.

„Mensch,“ brummte er und rieb sich die Augen, „was ist das gestern noch eine Sitzung geworden! Da sind unsere Kasinofreuden überhaupt nichts dagegen! In der Religion und im Rotweintrinken hält meinem Vater niemand die Stange. Altnächtiger, mein Schädel!“

Mit dumpfem Nachzucken hielt er sich die Schläfen.

„Mach, daß du rauskommst, Mensch. Und wenn Hanna schon sichtbar ist, sie soll mir das stärkste Eau de Cologne herausschicken, das da ist. Uff, ich werd's brauchen.“

„Wird besorgt. Uebrigens, da schläft wohl dein lieber Vater auch noch?“

Ernst August stieß, schon halb vor dem Wiedereinschlafen, einen Laut aus. Es sollte ein Lachen sein, aber es war einem Grunzen ähnlicher.

„Hast du Ahnung von meinem Vater! Die Morgenandacht, Mensch, läßt er nie aus. Und je toller ihm der Schädel brummt, um so zerknirschter und wilder wettet er drauf los. Uff, was willst du denn noch?“

„Nichts, nichts,“ sagte Versen leise und machte die Tür zu. Im Flur hörte er wirklich den alten Baron predigen. Schon wollte er fed die Tür öffnen und sich unter die Zuhörer mischen, aber dann schüttelte er den Kopf. Er hatte kein Recht dazu, und Hans Albert konnte es womöglich abel vermerken. So betrat er das Eßzimmer. Der Frühstückstisch war fertig aufgebaut. Hanna von Grafwid warf gerade einen letzten prüfenden Blick darüber. Sie hatte ein marineblaues, eng anschließendes Kleid angelegt, das ihre Figur wunderbar hob und alle zarten Linien zur Geltung

brachte. Versen küßte mit ergebenstem Morgengruß ihre Hand.

„Haben Sie gut geruht, Herr Leutnant? Sie wissen, man soll auf die Träume, die man anderswo träumt, achten.“

„Danke ergebenst, Gnädigste. Besser als Ernst August schlief ich immer. Der arme Mensch hat die entsetzlichen Kopfschmerzen. Er läßt um das stärkste Eau de Cologne bitten, das sich im Hause vorfindet.“

Sie lachte. Nicht laut, sondern mehr in stiller Heiterkeit in sich hinein.

„Und Sie haben diese Kopfschmerzen nicht, Herr von Versen?“ fragte sie und sah ihn von der Seite an. „Allerhöchste Hochachtung! Selbst mein guter Papa, der alles, was nach Parfüm riecht, haßt, hat mir heute das kölnische Wasser schon entführt.“

„Nein,“ erwiderte er, von ihrer Heiterkeit angesteckt, „mein Kopf ist klar. Wer ich bitte, mich nicht zu überschätzen; ich verließ die beiden Herren sehr früh. Gleich nach Ihnen! Dies, Herrin, ist der Grund!“

„Ach so,“ sagte sie leicht hin. Sie war rot geworden, als er erzählte, daß er gleich nach ihr die Herren verlassen hätte.

„Und wann geht es nun fort?“ fragte sie dann.

Er seufzte: „Die Galgenfrist ist kurz, nur wenige Stunden noch.“

Nach einer Pause: „Ich war gern hier!“

„Dann kommen Sie wieder!“

„Wenn ich darf!“ Seine Augen leuchteten.

Als hätte Hanna von Grafwid zu viel gesagt, sprach sie: „Mein Papa hat gern Gesellschaft. Und als bester Freund von Ernst sind Sie ihm doppelt willkommen.“

Er stützte sich leicht auf den Tisch.

„So, so! Sie reden nur immer von Ihrem Herrn Vater, aber Sie selbst, gnädiges Fräulein?“

„Ich bin die gehorsame Tochter, Herr von Versen.“

„Und haben nur deshalb gegen mich nichts einzuwenden?“ fragte er.

„Nun wollen Sie mich falsch verstehen,“ erwiderte sie. „Ich freue mich, wenn es einem Gaste bei uns behagt. Wir haben ja überhaupt so wenig Verkehr.“

„O, was das anbetrifft! —“ Er biß sich auf die Lippen. „Verzeihung,“ fuhr er fort, „ich meinte, erst gestern war ja noch lieber Besuch hier.“

Sie sah ihn groß an. Und ruhig antwortete sie: „Ja, der Graf Rutkowski ist der einzige, der ab und zu auch ohne direkte Einladung mal herüberkommt.“

Der Leutnant sah resigniert auf seine Stiefelspitzen herab. „Ich begreife, daß er sich hier wohlfühlt, und möchte darin mit ihm tauschen, so wenig er selbst und seine Lebensführung sonst meine Passion ist. Wer weiß, wann unfer-einer hier mal wieder Station macht, und ob Sie dann noch da sind, Fräulein Han — gnädiges Fräulein!“

So rasch er sich auch verbessert, sie hatte es gehört und sich schnell abgewandt ans Fenster. Beide waren verlegen. „Sie sind sonderbar. Wo sollte ich denn sein?“

„Junge Mädchen bleiben doch nicht immer im Vaterhaus. Vielleicht haben Sie sich inzwischen ein eigenes Heim gegründet.“ Es wollte nicht über die Lippen. Er sah, wie sie die Achseln zuckte.

„Ich habe nicht allzu gut die Nacht geschlafen,“ sagte er langsam, aber entschlossen. „Mich hat eine Frage beschäftigt, ein Problem, und ich möchte gern Ihre Meinung darüber hören!“

Sie wandte sich und stützte sich mit den Händen leicht aufs Fensterbrett, an dem sie lehnte. Gegen die hellen Scheiben zeichneten sich die Umrisse ihrer schönen und schlanken Finger doppelt klar ab.

„Es handelt sich darum: Glauben Sie, daß in einer Gegend, in der zwei Nationen nebeneinander hausen, und in der natürlich Reibungen vorkommen, eine glückliche Ehe zwischen zwei Personen verschiedener Nationalität möglich ist?“

Sie wurde langsam rot und röter. Aber sie nahm sich zusammen: „Warum fragen Sie mich das?“

„Weil eine Dame da wohl ein feineres Gefühl hat als unseretner!“

Wie ein schwerer Atem war's in dem Zimmer. Mit aller Gewalt versuchte Hanna von Grafnick, möglichst unbefangenen dreinzuschauen und zu reden.

„Ich denke, Herr von Bersen, das wird eben von den Persönlichkeiten abhängen.“

„Mit andern Worten: Sie glauben an die Möglichkeit einer glücklichen Ehe, Baroneß?“

„Unter Umständen, warum nicht? Sind Sie anderer Meinung?“

„Allerdings. Niemand verlernt, besonders wenn er stets wieder mit Landsleuten zusammen kommt, das Fühlen des Volkes, dem seine Mutter und er selber angehört; ebenso wenig, wie man im alten Kreise die Muttersprache verlernt. Und über persönliche Zuneigung fort muß also eines Tages die Grundverschiedenheit des Fühlens einen Keil in die Ehe treiben, an dem das Glück schließlich zugrunde geht.“

Sie hatte sich ganz wieder gefaßt. In seinen Worten klang ein Ton persönlicher Abneigung gegen solch eine Ehe, klang's wie Aerger, Angst, Bitten. Das erfüllte sie mit einem wunderlichen, angenehmen Gefühl und gab ihr die volle Sicherheit zurück. Mit einer unbewußten Koketterie sagte sie: „Hier an der Grenze gibt es viele Ehen zwischen Deutschen und Polen. Nach Ihrer Theorie müßten Sie alle unglücklich sein. Ich glaube nicht daran, denn Sie machen einen großen Rechenfehler. Sie vergessen, daß in der Ehe doch eine Partei immer die stärkere ist und die andere zu sich hinüberzieht. Da diese stärkere Partei meistens wohl der Mann sein wird, so darf man annehmen, daß das Mädchen, wie in seine Lebensweise, so auch gleichsam in seine Nationalität, in seine Art des Fühlens, Denkens, Sprechens hineinwächst.“

Er war totenbleich. Kerzengerade stand er da. „Also mit anderen Worten: Um des Mannes willen löst sich das Mädchen von ihrem Volke, ihrer Muttersprache, der Tradition, von allem, was uns teuer ist.“ Und in halb zornigem, halb entsetztem Ausruf: „Das kann nicht Ihre Meinung sein!“

Sächelnd, auch ein wenig überlegen, wiegte sie sich am Fenster. Sie war schön in diesem lässigen, kaum merkbaren Wiegen. Sie mochte es auch selber wissen. Bersens Augen wichen nicht von ihr.

„Gnädiges Fräulein,“ fragte er dann seltsam ruhig, „darf ich ein direktes Beispiel bilden? Würden Sie um eines Polen willen, der reich, vornehm, interessant ist, ich frage, würden Sie um seiner willen auch all dies opfern? Könnten Sie vergessen, daß Sie einer Familie entstammen, die deutsch war durch viele Jahrhunderte? Daß Ihr Vater sein Deutschtum hier in der Grenzmark wacker festgehalten hat? Daß — aber Sie wissen, was ich meine! Und würden Sie trotzdem einem Polen die Hand reichen können?“

Hanna von Grafnick hatte das Fensterbrett losgelassen. Sie stand nun so aufrecht da wie er.

„Sie fragen sonderbar, Herr Leutnant!“

Er senkte das Haupt.

„Pardon, ich habe kein Recht zu dieser Frage. Aber wollen Sie mir nicht antworten?“

Nun hob er den Kopf. Beide waren rot. Ein Schweigen entstand wie eine kleine Ewigkeit. Ihr schwerer Atem ging durchs Gemach. Unverwandt blickten sie sich an.

„Fräulein Hanna —“

Noch röter wurde sie. Wie ein lähmender Bann lag es

auf ihnen. Da strömten draußen die Arbeiter auf den Fluß; nach der Küche eilten sie, um nach der zweifelhaften Herzstärkung einer Nasgoraer Morgenandacht auch den Magen zu stärken. Im Nu fuhr das Mädchen auf.

„Papa kommt. Das Frühstück muß auf dem Tisch stehen.“ Und hastig klingelte sie und gab Befehle. Sie war noch immer brennend rot. Als müßte sie von vornherein vorbeugen, daß der Leutnant etwa auf das Thema zurückkam, sprach sie selbst so hastig, wie es zu ihrer sonst so ruhigen Art wenig passen wollte.

„Wenn nicht alles parat ist, gibt es einen Küffel. Darin ist Papa ein richtiger Tyrann. Sie trinken doch auch Kaffee? Oder soll ich Tee bestellen?“

Und als sie die Tür öffnete, sagte sie wie befreit: „Ah, da bist du ja, wir warten schon!“

Das Frühstück war gut, aber eine Unterhaltung kam nicht auf. Hans Albert war mürrisch wegen seiner Kopfschmerzen und wollte es doch um alles in der Welt nicht wahr haben, daß sie vom gekriegen Rotwein herrührten. Bersen vermied es, Hanna anzusehen, war einsilbig und trüb gestimmt. Die Baroneß sorgte für die Herren, ließ aber das eigene Frühstück stehen und ward bald blaß, bald rot.

Ein paar Stunden später verabschiedeten sich die Offiziere von Hans Albert. Der Urlaub war abgelaufen. Vor der Freitreppe, von Knechten gehalten, scharrieten ihre Pferde. Langsam stieg Ernst August die Stufen hinab, Bersen mit dem alten Baron hinterdrein.

„Wo bleibt denn nur Hanna?“ fragte der Bruder ärgerlich. „Wir müssen fort, sonst gibt's ein Donnerwetter, wenn wir uns melden.“

„Habe ja schon zweimal nach ihr geschickt,“ brummte der Alte. „Ist in ihrem Zimmer. Der Teufel weiß, wann's ihr beliebt, runterzukommen.“

In demselben Augenblick tönte es hinter ihm: „Da ist sie schon!“

Die Köpfe wandten sich. Sie kam im Reitkleid, die lange Schleppe über den linken Arm gehängt, herunter. In der Rechten hielt sie die Gerte mit dem silbernen Knopf und versuchte dabei, den Handschuh von der linken Hand zuzuknöpfen.

„Ich bin lange nicht mehr geritten. Und wenn die Herren nichts dagegen haben, begleite ich sie ein Stück!“

Der Schleier an ihrem Hüften flatterte im Zuge. Ueber Bersens Gesicht flog ein Leuchten. „Das ist herrlich!“ sagte er in aufrichtiger Freude.

„Kapitalidee!“ nickte sogar Ernst August. „Aber wenn dein Gaul nicht bald vorgeführt wird, reite ich allein los!“

Er schwang sich auf sein Pferd.

„Da kommt er schon!“ rief Hanna. Sie versuchte noch immer vergebens, den Handschuhknopf durch das kleine Knopfloch zu bringen, aber die Reitgerte hinderte sie, und seufzend ließ sie die Hand sinken.

Ihr Blick begegnete dem des Leutnants.

„Darf ich helfen, gnädiges Fräulein?“ Er hatte seinen Handschuh von den Fingern gezogen. Bögernd ließ sie ihn gewähren.

„Sie tun mir weh,“ sprach sie dann leise. Er hatte die schmale Hand zusammengedrückt.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung. Ich will versuchen, es besser zu machen!“

Es verwirrte ihn, daß ihr Atem ihn streifte. Dicht neben ihm, in dem knappen Reitkleid, stand ihre junge, blühende Gestalt. Durch das Leder des Handschuhs hindurch fühlte er ihre Pulse klopfen. Seine Finger waren heiß und ungeschickt. Ein stärkerer Zug faßte jetzt ihren Schleier und wehte ihn an sein Gesicht. Er legte sich ihm direkt an die Wange.

Ein preußischer Dragoner mit dem Damenschleier!“ lachte Ernst August vom Gaul herab. „Menschenskind, seid ihr noch nicht fertig?“

Verlegen und doch mit halbem Lachen hatte Hanna mit der rechten Hand nach dem Schleier gegriffen und ihn zurückgenommen.

„Der Wind,“ sagte sie entschuldigend, „er treibt mehr Pöffen als die Menschen.“

„Leider!“ erwiderte der Leutnant.

Da ward sie rot, entzog ihm die Hand und schritt voran.

„Mag der Knopf offen bleiben. Es geht auch so.“

Ehe Bersen, der etwas verduht dastand, zuspringen konnte, hatte sie den Fuß auf die Hand des Knechtes gesetzt, der ihr Reitpferd hielt, und saß im Sattel.

„Mons, Herrschaften! Nochmals adieu, bester Vater!“
 Ernst August salutirte und ritt voran durchs weitgeöffnete eiserne Gittertor. Die beiden andern folgten, während Hans Albert abwechselnd mit der Schirmmütze und dem Krückstock Abschiedsgrüße hinterher winkte. In leichtem Trab ging's die Chaussee entlang. Wie ein Föhlein wehte Hannas Schleier wagrecht im Winde. Sie sah gut. Als Berfen ihr es sagte, nickte sie: „Es ist eine der wenigen besseren Eigenschaften, die ich besitze!“

Eben wollte er erwidern, als Ernst August den Zügel fester packte. „Paß' mal auf, Friß. Da steht unser Spezialfreund, der Schmied, puh, das Gesicht!“

Michael Vaskowicz hatte vor der Thür der Schmiede sich einen Moment verschauelt, als er den Hufschlag der Pferde vernahm und die Herrschaften vom Schlosse erkannte. Unter den buschigen Brauen flammte ein bitterböser Blick auf. Rasch machte er kehrt und ging in die Werkstatt zurück. Wilder als je tönte bald darauf der schwere Schlag des Hammers aus der Schmiede.

Berfen fragte aus Höflichkeit, welche Verwandtnis es mit dem Manne habe, und während Ernst August und Hanna ihm Auskunft gaben, trabten die edlen Gäste munter dahin. Aber außer Michael Vaskowicz hatte noch jemand im Hause des Schmieds den kleinen Reitertrupp bemerkt: Zuschu, der Krüppel. Am Fenster hatte er seine Körbe geflochten. Die Sonne schien, und er liebte die Sonne, wie er die Sommernacht liebte und seine kranken Träume. Da hatte er Hanna durch die Scheiben gesehen, und neben ihr die beiden Offiziere. Die Uniformknöpfe blitzten auf, lächelnd hatte die Baroness gerade das Gesicht gebogen, es war alles ein Augenblick, dann war's vorbei.

Zuschu Vaskowicz war ebenso rasch zurückgetreten. Er hatte die Hand auf die Brust gedrückt, wie er's sonst wohl tat, wenn sie schmerzte. Seine Augen waren groß und seltsam fragend. Das Herz war ihm weh, und doch so voll und selig. Sie war so schön heute wie nie, und wie sie ritt! Und wie wunderbar das Gesicht, das sie gerade gewandt, leicht gerötet vom Wind, der es fest und freudig anblies.

Der Wind, der durfte das! Er ließ Körbe Körbe sein. Er nahm seine Mühe und humpelte hinaus. Auf der Chaussee sah er sie dahireiten. Und als triebe eine geheime Macht, vor der es keinen Widerstand gab, ihn gewaltjam vorwärts, lief er, so schnell er konnte, hinterdrein. Seine Augen glänzten; seine Wangen röteten sich. Der Krüppel träumte wieder mit offenen Augen, träumte zum tausendsten Male das wunderschöne Märchen, das niemals zu Ende kam.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsbräuche.

Von Privatdozent Dr. E. Fehrl e. *)

Am Weihnachten treten die nichtchristlichen Glaubensäußerungen unseres Volkes heute nicht mehr stark hervor. Man findet sie aber doch noch mehrfach. Auf verschiedene Weise kann man die Zukunft erschauen: man läßt Wasser gefrieren und ersieht aus dem Eisgestalten kommende Ereignisse, besonders den zukünftigen Gatten. Oder man geht in der Christnacht vor fremde Häuser und klocht an den Fenstern. Dabei denkt man sich einen Wunsch. Hört man von drinnen zuerst ein Ja, dann geht er in Erfüllung; bei einem Nein nicht. Aus dem Weihnachtswetter kann man auf die Witterung des ganzen Jahres schließen. Ein Kirschbaumzweig, der an Weihnachten ins Wasser gesteckt wird und an Neujahr blüht, zeigt für das kommende Jahr gutes Wetter an. Man kann ihn auch am Nikolaus- oder Barbaratag ins Wasser stecken. Er muß dann an Weihnachten blühen, um gutes Wetter in Aussicht zu stellen. In Thüringen zieht man Stroh aus dem Dache eines ererbten Hauses; findet man dabei noch Körner, so hat man im kommenden Jahr Glück. Mädchen führen am Weihnachtsabend die Stube aus, tragen den Kehrlicht in den Hof, und warten, darauf sitzend, bis der erste Hahn kräht. Woher er kräht, daher kommt der zukünftige Schatz.

Goldener Aberglaube ist nicht willkürlich erfundener Hokus-fokus, sondern setzt bisweilen eine ganze Kette der Entwicklung des Volksglaubens voraus. Man glaubt z. B., daß geisterhafte We-

sen am Boden und in den Ecken sitzen und mit dem Kehrlicht hinausgehet werden können. Setzt man sich auf den Kehrlicht, so ist man in enger Verbindung mit ihnen und kann von ihnen die Zukunft erfahren. Dieser Brauch, ist in der eben genannten Zukunftserforschung verbunden mit dem Glauben an die prophetische Gabe des Hahnes. Wie er den Tag verkündigt und das Licht bringt, kann er auch die Zukunft zeigen. Deshalb gehen an Weihnachten oder Neujahr die Mädchen nachts an den Hühnerstall, klopfen und sagen:

Gadert der Hahn,
so krieg ich en Mann,
gadert die Henne,
so krieg ich noch len.

Der Glanzpunkt der Weihnachtsfeier ist der Christbaum oder Weihnachtsbaum. Er ist ebenso weit bekannt wie die Beschneidung, ja Weihnachten ist für sehr viele Deutsche ohne einen Christbaum garnicht denkbar. Und doch ist der Kisthergezeichnete Baum noch ziemlich jung, alt aber seine Vorläufer. Im Jahre 1494 schreibt Sebastian Brant in seinem Narrenschiff:

Und wer nit etwoas unwes hat
und ums das may jor singen gat
und geyen tanz ritz steck in syn huf,
der meynt, er lebt das jar nit us.

Damit haben wir einen wertvollen alten Befehl für den durch mehrere Jahrhunderte bezeugten und heute noch üblichen Brauch, grüne Zweige ins Haus zu hängen oder aufzustellen. Dies sind entweder Zweige von Nadelbäumen, Buchbaum, Rosmarin, Stedpalme oder von Kirsch-, Weichsel- und anderen Laubbäumen oder Blumen. Sind sie nicht immergrün, so steckt man sie einige Zeit vor Weihnachten ins Wasser und stellt sie in die warme Stube, damit sie bis zum Fest Knospen, Blätter oder Blüten treiben.

Dies sind zwei Anschauungen ineinander übergegangen: man glaubte in Deutschland, daß mit Beginn eines neuen Jahres auch die Natur anfangs neu zu erwachen, und erzählte sich allerlei Wunderdinge von Bäumen, besonders Kirschbäumen, die an Weihnachten blühten. Das war in den Augen der Christen eine Verherrlichung des Christkinds durch die Natur und wurde in der Literatur viel behandelt und in Verbindung gebracht mit dem Baum der Erkenntnis im Paradies und durch ihn mit dem Kreuz Christi. Mit diesem Glauben verband man den Brauch, Kirschbaumzweige vor oder an Weihnachten ins Wasser zu stellen. Nebenher ging eine andere Anschauung. Den Pflanzen, die sogar im Winter grünen, und denen, die im Frühjahr zuerst Knospen und Blüten treiben, schreibt man ganz besondere Lebenskraft zu. Diese gilt es sich nutzbar zu machen. Wenn man die Pflanzen im Haus aufstellt oder Menschen, Tiere und Bäume damit berührt, so glaubt man, daß ihre starke Lebenskraft auf die Berührten oder überhaupt die Umgebung übergehen, Uebel abwehren und Segen spenden könne. Die Zweige werden deshalb an der Haus- oder Stalltür angebracht oder im Stall, in der Wohnstube, im Speiser, wo sie meist gegen Feuersgefahr schützen. Man pflegt in der Wissenschaft einen solchen Zweig Lebenszute zu nennen.

Der Ursprung des heute üblichen Weihnachtsbaumes scheint im Elsaß oder überhaupt im alemannischen Gebiet am Oberrhein etwa zwischen Basel und Straßburg zu sein. Von hier aus sollte er sich über ganz Deutschland und die Welt verbreiten. Zunächst wird der Weihnachtsbaum an einigen Orten Süd- und Norddeutschlands erwähnt. Aber weder Name noch Aussehen ist einheitlich. Er heißt bald Weihnachtsbaum, dann Christbaum, Lebensbaum oder wird sonst gekennzeichnet. Oft ist er ein Tannenbaum, anderswo wie in in Westfalen eine Stedpalme oder ein Wacholderbüschchen oder eine Birke, ein Kirschbüschchen oder sonst ein Laubbaum, den man öfters schon einige Monate vor Weihnachten in einen Topf setzte und ins Zimmer stellte und auf Weihnachten zum Blühen brachte. In Ostfriesland hatte man bis vor kurzem kein Bäumchen, sondern ein Gestell, an dem Laub, Zucker und etwas Gebäck angebracht war. Dies war am Fenster aufgestellt, wo das Christkind in der Silvesternacht Geschenke für die Kinder hinstellte. Bisweilen steht der Weihnachtsbaum neben den blühenden Laubbäumen.

Erst Ende des 18. Jahrhunderts, z. B. 1785 in Straßburg, finden wir den Weihnachtsbaum mit Lichtern. Lichter braunte man an Weihnachten auch ohne oder neben dem Baum. Wir trafen sie schon an Martinstag. Wie dort werden sie hier zunächst die bösen Geister vertreiben sollen. Licht und Leben sind schon früh einander gleichgesetzt. Dem Licht schreibt man allgemein segenspendende Wirkung zu. Die Weihnachtszitte, Lichter anzustellen, war zuerst ein selbständiger Segensbrauch und ist Ende des 18. Jahrhunderts mit dem Baum verbunden. Weihnachtsbaum und Lichterglanz sind jetzt für uns unzertrennliche Vorstellungen.

Goethe lernt den Weihnachtsbaum in Leipzig kennen. Bei ihm und Schiller war er noch eine Seltenheit, die beide Dichter im Elternhause nicht kannten. J. B. Hebel verherrlichte ihn in seinen alemannischen Gedichten. Ueberhaupt wurde er am Anfang des 19. Jahrhunderts öfters in der Literatur erwähnt und fand in der Stadt immer mehr Eingang. In und nach den napoleonischen Kriegen brachten ihn bei den großen Umpflanzungen deutsche Offiziere und Beamtenfamilien ins Ausland, fremde Soldaten lernten ihn bei uns kennen. Die Franzosen sahen in 1870 wie jetzt wieder bei unseren Soldaten. Ueberhaupt kam der Weihnachtsbaum von Deutschland aus ins Ausland. Heute fehlt er wohl in keinem Erdteil mehr.

Einen sold herrlichen Siegestanz durch die Welt hat sonst kein deutscher Volksbrauch aufzuweisen.

*) Entnommen der im Verlag von B. G. Teubner-Leipzig und Berlin erschienenen Schrift von Privatdozent Dr. E. Fehrl e.: „Deutsche Feste und Volksbräuche.“ Mit 30 Abbildungen. Aus Natur und Geisteswelt Bd. 518 Geh. M. 1.20, geb. M. 1.50, in der der Verfasser mit Hilfe einer Anzahl reichvoller Bilder den tieferen Sinn, den ursprünglichen Kern anzeigt, der in unserer Zeit und sonstigen Volksbräuchen als einem altererbten Kulturgut von echt deutschem Geist bewahrt ist.

Büchertisch.

- Geschichte der Araber von E. L. Quart. In's Deutsche überlegt von Sebastian Beck und Moritz Färber. 2 Bände. Preis brosch. M. 18.-, geb. M. 22.50. Namen- und Sachregister. Preis M. 5.-. Verlag von R. F. Koehler in Leipzig. Mit dieser ausführlichen Darstellung der Geschichte der Araber wird der deutschen Literatur ein Werk zugänglich gemacht, das sowohl bei dem tiefstehenden Fachgelehrten, wie auch bei jedem Gebildeten, gleichviel welchen Standes, das größte Interesse wachrufen muß. In wahrhaft meisterlicher Gliederung und Bewältigung des umfangreichen Stoffes, durchaus erschöpfend und doch nie ermüdend in der Darstellung, bietet das Buch alles Wissenswerte über Herkunft, Geschichte, Literatur und Geistesleben, Sitten und Gebräuche der Araber. Besonders wertvoll wird diese großzügige Arbeit durch die sonst nur allzu selten und spärlich behandelte Geschichte der Araber in Spanien und Marokko gemacht. Ein ausführliches Namen- und Sachregister mit mehr als 22 000 Titeln erhöht durch seine Zuverlässigkeit noch den Wert des Buches. Es wird durch die Teilnahme der Araber am Weltkriege eben jetzt die größte Beachtung finden, da in der treuen Darstellung der Geschichte der Araber sich uns die ganze Psyche der Muselmanen klar enthüllt.

- Deutsche Sonette von Joachim Freiherr v. d. Goltz. Verlag Bruno Cassirer, Berlin. - Viel hat die seit den Augusttagen 1914 schwer geplagte „Kriegslyrik“ auf ihre Schultern nehmen müssen und allzu wertvoll erwies sich die Ernte recht oft nicht: denn umfangreich war wohl die Menge der Spreu, die ausgeschieden werden mußte. Um so erfreulicher ist es, daß endlich ein Dichter vor uns getreten ist, ein wahrer Dichter, mit herrlicher Gestaltungsgabe, mit dem wahrhaft erlesenen Sinn des Krieges. Kein Bildungspatriot predigt hier „Vaterlandsliebe“, die man doch befeigen muß und nicht lernen kann; nicht auf die Sympathien der Masse wird hier spekuliert, sondern hier jauchzt ein großer, edel denkender Deutscher sein Bekenntnis zum Krieg hinaus. Gewiß, der Krieg zerstört, vernichtet, aber sind die ethischen Momente, die er auslöst, nicht unendlich wertvoller, nachhaltiger wichtiger als alles andere. Ein Kampf muß schon um seiner selbst willen gefochten werden, sonst wird er zum unlauteren Wettbewerbs. Aus diesen Versen glüht die Liebe zum Kampf, zum ehrlichen, großen Ringen um edle Ziele, wie die Achtung und Ehrfurcht vor dem Schmerz und der Trauer; der Wille, der eiserne, der alles besiegen muß, fordert sein Recht. Mächtige ein jeder Deutsche empfinden wie „der deutsche Musketier 1916“

will um's Gewehr die harten Hände falten,
die kampfgelämmten, will es halten, halten,
bis Feindes Sitze oder der Schaft zerbricht.

- „Das deutsche Angezicht“ von Herbert Eulenberg. Verlag von B. Cassirer, Berlin. - Eine Auswahl fürs Feld bezeichnet Eulenberg den Inhalt des schmucken Bändchens, das der Folge der mit Recht so bekannten und beliebten Trilogie „Schattenbilder“, „Neue Bilder“ und „Letzte Bilder“ entnommen ist. Deutsche Charakterbilder! Nur unsere großen deutschen Denker und Dichter sind es, die hier packend zu uns reden, die greifbar, lebendig vor unseren Augen auferstehen und gewaltig wachsend Saiten in uns anschlagen, deren Klang wir uns nicht verschließen können.

Vieles Gewaltige lebt,
Doch nichts ist gewaltiger als der Mensch!

Wir können dem Bändchen in der Heimat wie im Felde nur die weiteste Verbreitung wünschen, denn das ist es wert.

- Deutsche Zuversicht. Im Verlage von Heinrich Staadt, Postbuchhandlung, Wiesbaden, ist in schwarz-weiß-roter Farbe umrahmt, zum Preise von 50 Pfg. ein Gedicht von Aug. Fr. Hausen, „Deutsche Zuversicht“, erschienen, das die weiteste Verbreitung in allen Kreisen verdient.

- „Deutsche Hausbücher“, in schmucker, vornehmer Ausstattung, bietet der Verlag von Otto Rippel, Hagen i. Westf. und Leipzig. Jeder Band gebd. 1,70 M. - Max Geißler: Der schwarze Stern im großen Bären. Eine besonders reizvolle Gabe bietet uns Geißler in diesem kleinen morgenländischen Roman. - Fritz Müller: Vergnügliche Geschichten. Fr. Müller gehört unstreitig zu den besten deutschen Humoristen. Gerade in dieser ersten Zeit hat solch fröhliches Buch eine besondere Aufgabe zu erfüllen. - Fritz Müller: Klassengold. Schulgeschichten aus dem Kriege. Diese herzerquickenden Erzählungen muten ungemein frisch und lebensstroh an, und doch steckt in allen ein tief veronnener Kern.

- Hermann Hesse: Schön ist die Jugend. (Fischers Romanbibliothek.) Pappb. 1 M., in Leinen 1,25 M. - Der Zauber der Jugenderinnerung liegt über den beiden neuen Erzählungen, die Hesse unter dem Vers des Volksliedes vereint. Es sind keine Liebesgeschichten, doch ist die Liebe darin, als der nie fehlende Einschlag jeder Erinnerung. Das eine Mal ist's ein zurückgewiesenes Mädchen, das andere Mal ein vergeblich unvorbenes, das durch die Erinnerung schreitet, immer in Schönheit und Licht. Eine stille Entferntheit ohne Resignation schwingt durch die Erzählungen, eine tiefe, kaum merkbare Schmerzmut verklärt sie: „Schön ist das Leben bei frohen Zeiten, schön ist die Jugend, sie

kommt nicht mehr.“ Sie sind rechte Gedichte in Prosa, melodisch, gärtlich und liebevoll zu Mensch und Natur.

- Sturm vögel, Kriegsromane von Karl Busse. 266 Seiten mit wirkungsvollem Schußumschlag. Gebunden M. 3.60. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. Eigenartig, wie alle Schöpfungen Busses, wie verweisen auch auf den Roman des Verfassers in unserem Familienblatte, sind auch diese prächtigen Boten des Weltsturmes. Durch sie droht oder stürmt, bald näher bald ferner, der Krieg. Aber nicht von ihm wollen sie in erster Linie erzählen. Das allgemein Menschliche ist es, was ihr Verfasser in leuchtenden Farben und in immer neuen Abwandlungen herausstellt. Dieses übertrahlt ihm nicht nur alles Kriegerische und Technische, sondern auch alles Politische und Nationale. Wie nur wenige versteht er es dabei, gerade das Soldatenschicksal in seiner bunten Mannigfaltigkeit, in seinen Höhen und Tiefen, seinen ernsten und heiteren Zügen zu schildern. Auch wer der Kriegsliteratur müde ist, wird an dem Buche seine Freude haben, denn herzbewegend spricht aus ihm die reine Menschlichkeit des Dichters.

- Ich war auch dabei. Eine Geschichte aus den Kämpfen um Verdun. Der deutschen Jugend erzählt von E. F. Stauffier. Mit Bildern von Prof. A. Wagner. Preis 3,50 M. Verlag von A. Anton & Co., Leipzig und Berlin.

- Urseils Heldentat. Eine Geschichte aus der Kriegszeit für junge Mädchen von Else von Steinlecker. Mit Bildern von Gottfried Bachem. Preis M. 3.50. Verlag von Anton & Co., Leipzig und Berlin. Etwas so Harmloses, Frisches und Fröhliches wie dieses Buch ist lange nicht auf den Büchermarkt gekommen.

- Der Türmer (Kriegsausgabe). Herausgeber: J. G. Fehr, v. Grotthuß. Vierteljährlich (6 Hefte) 4 M. 50 Pfg., Einzelheft 80 Pfg. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). - Aus dem Inhalte des zweiten Dezemberheftes: Der Thronwechsel in Oesterreich-Ungarn. Von Hermann Kienzl. - Sonnenfunder. Von Fr. Schaal. - Die winzig kleinen Füße. Von Doyra Jensen. - Ver sacrum. Von Karl Schönfeld. - Deutsche und Polen. - Amerikanische „Freiheit“. Von Prof. Dr. Leo Brenner. - Das erste Kulturvolk der Welt. - Ein deutscher Engländer. - Fürsorgejünglinge. Von C. Schmalz. - Ein baltischer Dichter. - Eine merkwürdige Probezeitung. - Bayreuth - ? - Deland. Von Karl Stord. - Luther auf der Wartburg. (Zur Weimarer Erstaufführung von Vieuhards Drama.) Von Karl Stord. - Erinnerungsbücher und Briefe. - Der Jeniseitsgedanke in der altdeutschen Kunst. Von Mela Escherich. - Türmers Tagebuch: Der Krieg. - Auf der Warte. - Kunstbeilagen. - Notenbeilage.

- Freude an weiblicher Handarbeit. Unseren fleißigen Mädchen und Frauen kann man eine große Freude bereiten, wenn man ihnen Beyer's Handarbeitsbücher der „Deutschen Moden-Zeitung in Leipzig“ unter den Christbaum legt. Von den Hälstarbeiten an bis zu seltenen, aus dem Auslande stammenden Arbeitsweisen ist alles darin vertreten, jede Arbeitsgattung in einem mit schönen, klaren Abbildungen und leicht verständlichen Anleitungen reich gefüllten, einzeln käuflichen Hefte zu M. 1.50. Verzeichnisse vermitteln alle Buchhandlungen und jedes Handarbeitsgeschäft, sonst der Verlag Otto Beyer, Leipzig. - Soeben erschienen in neuer Auflage: „Sontage- und Blendnarbeiten“. Zusammenge stellt von Marie Medner und Helene Weber.

- Kürschners Bücherschau. Band Nr. 1093: Die Galligräfin. Roman von Albert Peterfen. 94 Seiten Umfang. - Preis 20 Pfg. - Herm. Pölgner Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 124/125.

Logogriff.

Mit „i“ wird es aus trübem Saft
Ein klar und rein Getränk bereitet,
Mit „o“ ein Rechtsbrauch, grauenhaft,
Gottlob, aus längst vergang'nen Zeiten.

Mit „a“ sieht man es zart und bunt
Um duft'ge Blumen tändelnd fliegen. -
Wer kommt der Sache auf den Grund?
Nicht schwierig ist's herauszukriegen!

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:

Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau
trB = Treff-Bube, pA = Pique-As, cD = Coeur-Dame usw.

Mittelhand drückt carK und carZ. Vorhand erhielt carB, trK, trD, tr3, tr7, cA, cZ, carD, car9, Hinterhand die übrigen. - Gang des Spieles:

- | | | |
|-----------|--------|---------------|
| 1. B. trD | M. trA | S. cD = - 17. |
| 2. S. pD | B. cA | M. pZ = - 24. |
| 3. B. trK | M. trZ | S. c7 = - 14. |
| 4. S. pK | B. cZ | M. pA = - 25. |

Der Rest bleibt dem Spieler, aber die Gegner haben in den obigen Stichen bereits 80 Augen erhalten.